

Frauenstimme

Nr. 24 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

25. November 1928

Wie es den Hausangestellten geht.

Die Hausangestellten bilden eine der größten Gruppen des deutschen Proletariats, es steht nämlich über ein Viertel der Arbeiterinnen im häuslichen Dienst und lebt vorwiegend im Haushalt der Arbeitgeber. Diese große proletarische Gruppe, die über 1 300 000 Personen umfaßt, ist hinter den Mauern der fremden Wohnungen zerstreut und auf Gnade und Ungnade der „Gnädigen“ ausgeliefert. Die Gewerkschaften und die Partei sind stets für die Verbesserung ihrer Lage, für die gesetzliche Festsetzung ihrer Arbeitszeit usw. eingetreten, konnten aber schon deshalb nicht viel erreichen, da die überwiegende Mehrheit der Hausangestellten den Weg zum Zusammenschluß und Organisation noch nicht gefunden hat. Zwar verdanken die Hausangestellten der Revolution die Abschaffung der schmachvollen Gesindeordnung und die Gewährung des Koalitionsrechts, sie sind aber bis jetzt an die vollständig ungenügenden Dienstvertragsbestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs gebunden. Es wurde seinerzeit ein Entwurf eines besonderen Hausgehilfengesetzes ausgearbeitet, und dieser Entwurf ist noch im Jahre 1922 vom Reichswirtschaftsrat gutachtlich verabschiedet worden, aber es kam nicht zu seiner Vorlage an den Reichstag, und er geriet allmählich in Vergessenheit. An seiner Stelle hat das Arbeitsministerium einen neuen Entwurf im Jahre 1927 fertiggestellt, der allerdings dem Reichstag noch nicht zugeleitet worden ist. Die Hausangestellten befinden sich also noch immer in einem rechtlosen Zustand, und wie die Arbeitsverhältnisse unter solchen Umständen ausfallen, können wir aus den foeben im „Reichsarbeitsblatt“ veröffentlichten Ergebnissen einer auf Beschluß des Reichstags vom Arbeitsministerium durchgeführten Erhebung ersehen.

An dieser Erhebung waren die hier in Frage kommenden Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen beteiligt, nämlich: für die Hausfrauen: Reichsverband der Hausfrauenvereine, Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine, Vereinigung evangelischer Frauenvereine u. ä.; für die Hausangestellten: Zentralverband der Hausangestellten Deutschlands (Gruppe im Deutschen Verkehrsbund), Reichsverband weiblicher Hausangestellten Deutschlands, Verband katholischer Hausangestellten- und Dienstmädchenvereine u. ä. Die Erhebung erfaßte nur 4163 Personen. Der Fragebogen war leider viel zu knapp aufgestellt, bei manchen sehr wichtigen Fragen war er direkt irreführend, dazu blieb noch ein guter Teil der Fragen aus Mangel an Verständnis unbeantwortet. Die Ergebnisse dieser Erhebung können also nicht in jeder Beziehung eine volle Genauigkeit beanspruchen, gestatten aber trotzdem gewisse Rückschlüsse auf die Arbeitsverhältnisse der gesamten Gruppe der Hausangestellten. Wollen wir uns jetzt diesen Ergebnissen zuwenden.

Die erste, die allerwichtigste Frage für die Hausangestellten ist die der Arbeitszeit. Ueber ein Drittel der Hausangestellten beginnt die Arbeit vor 6 Uhr, die übrigen zwei Drittel zwischen 6 und 8 Uhr. Leider wurde nicht bei der Auswertung der Ergebnisse diese letzte Gruppe mindestens in zwei Untergruppen eingeteilt: die zwischen 6 und 7 und die zwischen 7 und 8 an die Arbeit gehen. Was das Arbeitsende betrifft, so werden 51 Proz. der Hausangestellten noch vor 8 Uhr mit ihrer Arbeit fertig, weitere 47 Proz. zwischen 8 und 10 Uhr abends. Da in den Fragebogen die Frage nach Ruhepausen während des Tages häufig unbeantwortet blieb, oder die Ruhepause bald mit $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Stunde zum Einnehmen der Mahlzeiten angegeben, bald in solchen viel-

Mahlzeit der Herrschaft“, „so viel ich mir nehme“ usw. beschrieben wurde, so blieb bei der Bearbeitung der Fragebogen nichts anderes übrig, als nur die Zeit der Nachtruhe (zwischen Arbeitsende und -beginn) zu berechnen. Für jeden, der die Verhältnisse in der Hauswirtschaft kennt, gibt es keine Frage darüber, daß die Nachtruhe die einzige Ruhepause und das alles, was zwischen zwei Nachtruben liegt, voller Arbeitstag für eine Hausangestellte ist. Aus dem bearbeiteten Fragebogen wurde festgestellt:

1,5 Proz. haben eine Nachtruhe von 7 resp. 17 Stunden Arbeitszeit	
5,5	8
22	9
44	10
20	11
7	12

Die durchschnittliche Arbeitszeit beträgt also 13 $\frac{1}{2}$ Stunden pro Tag. Dabei muß man noch berücksichtigen, daß 39 Proz. der Hausangestellten Ausgang nur am Sonntag haben, an dem Freizeit von 3—5 Uhr nachmittags ab gegeben wird. Dazu erhalten 15 Proz. der Hausangestellten keinen Urlaub, 10 Proz. haben darüber unbestimmt geantwortet, bei den übrigen 75 Proz. war auch, dank der Knappheit des Fragebogens sehr häufig nicht festzustellen, ob es sich hier um einen ausgesprochenen Urlaub, oder um Begleitung der Herrschaften aufs Land handelte.

Diese traurigen Arbeitszustände erscheinen den Hausfrauenvereinen durchaus normal, sie kämpfen leidenschaftlich gegen die Forderung der Gewerkschaften, die Arbeitszeit mit 10 Stunden (zwischen 6 Uhr morgens und 8 Uhr abends) festzusetzen. Auch Gertrud Israel, die im Auftrage der Gesellschaft für Soziale Reform die Ergebnisse der Erhebung im „Reichsarbeitsblatt“ niedergelegt hat, erklärt diese Forderung der Gewerkschaften für unmöglich und meint: „Die Tatsache, daß nicht einmal diese wichtigsten Fragen (Beginn und Ende der Arbeit) durchgehend beantwortet sind, läßt deutlich erkennen, welche Schwierigkeiten sich der Aufstellung fester Normen für die Dauer der Arbeitszeit im Haushalt entgegenzustellen.“ Wir meinen, daß diese Tatsache nur darauf hinweist, daß die Arbeitszeit praktisch nicht geregelt ist und sich ihre Dauer unter diesen Umständen gar nicht bestimmen läßt. Bequemer ist es allerdings für die Hausfrau, während 14 bis 16 Stunden die Arbeitskraft des Stubenmädchens zur Verfügung zu haben, wie es ihr auch bequemer erscheinen würde, daß die Geschäfte bis 8 oder 9 Uhr offen blieben und so manches andere. Daß die Hausangestellten auch Ruhepausen brauchen und auf ein menschenwürdiges Dasein ein Recht haben, kommt den Hausfrauenvereinen offenbar nicht zum Bewußtsein. Fragen wir nach dem Lohn für 14—16stündige Arbeit, erfahren wir, daß über ein Viertel der Hausangestellten auf einen Lohn bis 25 Mark angewiesen ist und daß weitere 57 Proz. 25—40 Mark erhalten. Man bedenke, daß es sich hier ausschließlich um organisierte Hausangestellte und Hausfrauen handelt, — wie mögen also die Arbeitsverhältnisse der Unorganisierten aussehen! Gertrud Israel hält zwar die von der Erhebung ermittelten Arbeitsverhältnisse für „recht günstig, vor allem in den wesentlichsten Fragen — Nachtruhe und Freizeit“. Wir meinen aber, daß die Erhebung, so mangelhaft sie auch manche Seiten der Arbeitsverhältnisse der Hausangestellten beleuchtet hat, den Beweis liefert, daß bei gesetzlich nicht beschränkter Arbeitszeit der Ausbeutung freie Hand und jede Möglichkeit offen blieben!

Gemma Rantinsku.

Kann man Kinder zur Gesundheit erziehen?

Eigentlich sollte man meinen, daß es in Berlin gerade genug Gelegenheit gibt, sich zu „belernen“. Bünde für und Verbände gegen halten den ganzen Winter hindurch Vorträge über Vorträge, man könnte jeden Abend doppelt besuchen. Und natürlich sind darunter auch ein Haufen pädagogischer Vorträge. Warum muß da ausgerechnet noch die Schwangerenfürsorgestelle den Ambulatorien des Verbandes der Krankentassen Berlins auch einen Zyklus abhalten? Aber wenn man sich erst im Vortragsraum niedergelassen hat, begreift man, warum diese Reihe von Vorträgen nötig ist. Denn die Menschen, die hier sitzen, würden von keinem der Bünde und Verbände erfaßt werden und mit einem noch so populär aufgelegenen Vortrag wäre ihnen nicht gedient. Das sind Menschen, die nur von eigener Not, von eigener Sorge ausgerüttelt hierherkommen. Sie wollen sich nicht über die neuesten Theorien unterrichten, sie alle haben eigene Sorgen, für die sie hier, unmittel-

Wenn wir Frauen nur eines wüßten!

Wenn wir Frauen nur eines wüßten!
Warum so viele Kinder weinen? —
Den Kindern sollte Sonne scheinen,
Und ihre goldenen Strahlen wüßten
Sie froh mit den zarten Händen greifen.

Wenn wir Frauen nur eines wüßten!
Warum so viele Mütter klagen:
„Wir müssen angstvoll die Kinder tragen,
Die gern wir in freudiger Hoffnung küßten,
Den Blüten gleich, die Früchte reifen.“

Wenn wir Frauen nur eines wüßten!
Warum sich immer die Menschen hassen,
Statt liebend die Hand des Beuders zu fassen,
Um schöneres Best der Zukunft zu richten,
So frei wie Vögel, die lichtwärts schweifen!

Henn Lehmann.

bar für sich brauchbar, guten Rat wöhlen. Charakteristischerweise sind nur drei oder vier auf Grund der Zeitungsankündigung gekommen; alle anderen kamen auf Grund der Bekanntmachung in der Schwangerenfürsorge.

Schließlich beginnt der Vortrag. Aber das ist gar kein richtiger Vortrag, das ist mehr eine Arbeitsgemeinschaft, in der durch Frage und Antwort, Rede und Gegerede zu den Erkenntnissen geführt wird, die die Grundlage für alle die kommenden Vorträge bilden. Ist Erziehung nötig, ist sie möglich? Eine schnelle Umfrage nach dem Kinderreichtum der Großeltern und Eltern ergibt, daß ein halbes Duzend damals noch nicht als „viel“ Kinder angesehen wurden. Schleierhafte Zahlen werden genannt: 12, 16, 21. Heute? Wieviel Kinder wünscht man sich heute? Und eine schlagfertige Berlinerin gibt die Antwort: zwischen keins und zwei. Also Kinder sind heute ein kostbareres, selteneres Material als zur Zeit unserer Großväter. Wir haben darum schon die Kindersterblichkeit, die ein Drittel betrug, auf ein Zehntel heruntergedrückt. Aber damit ist nicht alles getan. Die Erkenntnisse der Psychoanalyse, daß der Grund zu den meisten nervösen Erkrankungen in den „vergessenen“ Erlebnissen der Kinderjahre liegt, zeigen uns, daß wir in diesen Jahren wie das körperliche auch das seelische Schicksal unserer Kinder bestimmen. Natürlich, allen Erziehungskünstlern sind Schranken gesetzt; vor allem drei: die Erbanlagen des Kindes, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Schranke, die in der Persönlichkeit des Erziehers selbst liegt. Aber auch diese Schranken sind elastisch. Die angeborene Gutmütigkeit des Kindes kann durch richtige Erziehung zur Güte veredelt werden, sie kann durch falsche Erziehung zur Schwäche entarten. Die Persönlichkeit des Erziehers: auch sie kann sich wandeln, und die „Erziehung der Erzieher“ ist von allen Problemen vielleicht das wichtigste. Die wirtschaftlichen Verhältnisse: im großen können wir da nur auf eine Wandlung „auf lange Sicht“ rechnen, denn sie werden ja in ihrer Gesamtheit von den politischen Machtverhältnissen bestimmt beeinflusst. Pflicht darum aller Eltern ist es, schon um ihrer Kinder willen politisch denken und handeln zu lernen.

Dies die Schranken. Und nun die Ziele der Erziehung. Noch immer existiert das Elend des „vorbestimmten Berufes“, der von den Eltern ohne Rücksicht auf Wünsche und Eignung des Kindes aus äußeren Gründen bestimmt wird; oft genug bricht dann der selbstständig gewordene Mensch aus diesen Zwangsberufen aus, oft genug verstimmt er darin oder bricht darunter zusammen. Erziehung zu vorbestimmter Weltanschauung? Hier kann nur ein Beispiel vorgelegt werden. Jeder Zwang erzeugt Gegendruck, und die oftmals erlebte Geschichte von verkommenen Postors- und Lehrerkindern zeigt, wie unheilvoll hier jeder Druck wirken kann. Das einzige, was wir von vornherein als Ziel aufrichten können: wir wollen unsere Kinder zur Gesundheit erziehen, zu körperlicher und geistiger Gesundheit. Und wie wir sie dazu erziehen, das sollen die nächsten Vorträge lehren.

Die Vortragsabende.

Dienstag, den 27. November, 8 Uhr abends (pünktlich): „Die Prügelstraße“.

Dienstag, den 4. Dezember, 8 Uhr abends (pünktlich): „Körperpflege und Ernährung des Kindes“.

Dienstag, den 11. Dezember, 8 Uhr abends (pünktlich): „Die sexuelle Erziehung“.

Vortragende Fürsorgerin Gen. Ilse Theiß. Männer und Frauen sind alle eingeladen.

Die Vortragsabende finden unentgeltlich statt in den Räumen der Schwangerenfürsorge des Verbandes der Krankentassen Berlin, Alexanderstr. 39/40, 1. Hof, 2. Aufg. 2 Tr., Zimmer 10.

Ehenot auf dem Lande.

In der Großstadt beginnt die sachgemäße Eheberatung in Verbindung mit wissenschaftlich erprobter Geburtenkontrolle immer mehr für breite Volksschichten ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen. Eheglück und Gesundheit sind auf Erkenntnis und Verbreitung moderner Methoden der Empfängnisverhütung gegründet. Aber schon vor den Toren Berlins beginnt das Elend der Unkenntnis; Zerstörung des Eheglücks durch übergroße Kinderzahl oder grauenhaft primitive Abtreibungsmethoden sind die Folge. Gewiß, wir Sozialisten ergibt sich die Ergänzung dieses Kampfes durch Aufklärung und allgemeinste Verbreitung empfängnisverhütender Mittel. Die Frauen des Landproletariats hungern nach dieser Aufklärung. Zwei oder drei Kinder stellen für den schlecht bezahlten Landarbeiter oder Kleinbauern das Aushaltere an wirtschaftlicher Belastung dar. Soll die Familie sich nicht ins Unermessliche vergrößern und dem wirtschaftlichen Ruin verfallen, so bleibt der unberatene Landfrau nur der Weg der Abtreibung. Man höre einmal selbst die erschütternden Klagen der von dem Segen moderner empfängnisverhütender Methoden ausgeschlossenen Frauen! In unseren märkischen Dörfern sind — allen hohlen Redensarten vom „sittlichen Hochstand des Landes“ zum Trotz — ein großer Teil der älteren Ehefrauen von qualvollen Unterleibsleiden befallen als Folge der dabei oder in Berlin von Pfuschhänden vorgenommenen Abtreibungen. Und der Landproletarierin, die neben dem Haushalt auch noch Landarbeit und Viehzucht zu besorgen hat, ist das Leben zu einer Kette grauenhafter Qualen geworden. Man versucht, sich auf den Ausweg mehr oder weniger wirkungsvoller Vorbeugungsmethoden zu retten; eine Frau teilt der anderen die Rezepte zu primitiven und oft gesundheitschädlichen Ausspülungen mit. Von durchziehenden Händlern werden Mittel der fragwürdigsten Art gekauft. In einzelnen Fällen haben die bitterarmen Frauen für wertlose Apparate 30 bis 40 M. bezahlt, nur beherrscht von der Sorge, weiteren Kindersegen vorzubeugen. Wird ihnen durch eine Rednerin der Partei endlich einmal sachgemäße Aufklärung zuteil, so scheuen sie auch die Ausgaben für verhältnismäßig kostspielige, wirksame Mittel nicht und sind selbst in entlegenen Orten bereit, die weite Reise zu einer Berliner Eheberatungsstelle anzutreten.

Die Kreis- und Kassenärzte auf dem Lande scheinen in diesem Punkte zu versagen. Ein Arzt scheute sich nicht, von einer armen Proletarierfrau für das Einsetzen eines Schwefelstabs 50 M. zu fordern!

Modern geleitete Eheberatungsstellen für das flache Land, die in jeder Kreisstadt ihren Sitz haben und nach dem Berliner Vorbild Verhütungsmittel und entsprechende Aufklärung anentgeltlich oder gegen Erlass der Selbstkosten verabfolgen, tun bitter not! Auch das Landproletariat ist über das Stadium schrankenloser Vermehrung und In-die-Welt-Sehen einer elenden, vernachlässigten Kinderdase hinaus. Daß der soziale und kulturelle Aufstieg der Familie aber nicht mehr mit der Gesundheit der Frau und Mutter, die ihren Körper stets wiederholten Abtreibungen zum Opfer bringt, erkauft werden darf, ist selbstverständlich und darum die Einrichtung öffentlicher Ehe- und Sexualberatungsstellen für das flache Land eine

Die „intelligente“ Frau und der Sozialismus

Shaw für die Gleichheit aller Einkommen.

Welche innere Verwandtschaft zwischen „der Frau und dem Sozialismus“ besteht, hat vor nun fast 50 Jahren Bebel in seinem Buch gezeigt. Die ungeheure Wirkung dieses Buches hat doppelte Ursachen: nicht nur, weil es zum erstenmal ein Bild von der Zukunft der Frau im Sozialismus entwarf, sondern weil es durch seine eindringliche Kritik an der Gesellschaft seine Werbekraft unter den Frauen für den Sozialismus entfaltete. Es war ein Appell an die Frauen als an die noch unerfahrenere und warmerzigere Hälfte der Menschheit für eine bessere Zukunft.

Zwei Generationen später erhalten wir heute einen neuen „Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus“ (soeben in meisterhafter deutscher Uebersetzung bei S. Fischer, Berlin, erschienen) von Bernard Shaw. Der siebzigjährige auf der Höhe europäischen Ruhms stehende irische (nicht englische!) Dramatiker und Gesellschaftskritiker wendet sich an die Frauen; auch er appelliert an die unerbildeteren und unweiblicheren, aber was entstanden ist nicht etwa eine Werbe- und Aufklärungsschrift für Frauen, sondern das Bekenntnisbuch eines fünfzigjährigen Kampfes für den Sozialismus. War es Bebel um eine Klärung der Stellung der Frau in der Gesellschaft zu tun, so bedient sich Shaw der Frau nur als Mittel, um ihre Augen, d. h.

die Augen des unbefangenen Menschen lebend zu machen

für die Zusammenhänge der Gesellschaft. So entstand auf über 500 Seiten schlechtweg ein Querschnitt durch die Welt, gesehen durch das Temperament eines wahrhaft lebendigen Menschen, das Temperament des großen Künstlers, Spötters und Quitsibers Shaw.

Bernard Shaw wird im Durchschnitt in Arbeiterkreisen noch viel zu wenig gelesen. Längst nicht alle Arbeiterbibliotheken führen seine Schriften. Seine gesellschaftskritischen Stücke, die seit zwanzig Jahren in Deutschland gespielt werden, sind heute meistens eine Angelegenheit der intellektuellen Kreise. Durch die „Heilige Johanna“ ist er vor wenigen Jahren populär geworden. Was allen seinen Aeußerungen die starke Wirkung verleiht, ist nicht nur der funkelnde Witz, die trefflichere Bosheit, sondern weil sie alle, wie er selbst einmal sagt, den Kern einer Weltanschauung enthalten, weil er immer sehr bestimmt wußte, was er wollte, und dies mit Furchtlosigkeit und Deutlichkeit vertrat. So wirkt er nie bloß negativ kritisch und zerlegend, sondern immer positiv, bejahend und lebenskräftig. Seine Weltanschauung ist der Sozialismus, für den er sein ganzes Leben mit unbeirrbarer Kraft gekämpft hat. Er gehört zur „Fabler-Gesellschaft“, einer englischen sozialistischen Richtung, die vor fünfzig Jahren in der Hauptsache von einer kleinen Gruppe von Intellektuellen gegründet wurde und der Lehre vom Klassenkampf fernstand, die aber immer als Keimzelle sozialistischer Ideen außerordentlich stark auf die Entwicklung der englischen Arbeiterpartei eingewirkt hat. Shaw ist ein solcher Fabier, dazu ein ungebärdiger Wille, der sich in eine Parole doktrin schwer einspannen läßt, aber ein unermüdlicher Kämpfer für den Sozialismus geblieben ist.

Aus dieser Haltung ist sein „Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus“ zu verstehen. Als Entstehungsursache des Buches erzählt er, daß seine Schwägerin ihn um Einführung in den Sozialismus, „in einem Brief gebeten habe, und er, bei der Uebersetzung, welche der vielen Bücher er ihr zu diesem Zweck empfehlen sollte, erkennt zu seinem Schrecken, daß keines auf die einfachen Fragen „Was ist Sozialismus?“ und „Was ist Kapitalismus?“ klare eindeutige Antworten gibt. Also setzt er sich selbst hin, um die Lernbegierige einzuführen und „alles auf seine Art von neuem zu machen“ — eine schwere, aber für ihn verlockende Arbeit. Das Buch muß ihm unter den Händen gewachsen sein, es ist die Arbeit mehrerer Jahre und wahrscheinlich der Erstakt seines lebenslangen Denkens, es ist mit dem Kopf und mit dem Herzen geschrieben. So kommt es aber, daß er sich nicht an die Frau schlechtlich wendet, sondern an die „intelligente“ Frau, er meint damit seine unerbildete Zuhörerin, die er mit Logik, mit geistigen Ueberzeugungswaffen für den Sozialismus gewinnen will — aber (und das ist der große Haken des Buches) seine „intelligente“ Frau ist

die bürgerliche englische Frau, die nicht im Daseinskampf steht,

nicht in den Produktionsprozeß eingepaßt ist, nicht am eigenen Leibe die Not gespürt hat. Aber diese intelligente Frau ist ihm ja schließlich nur das Mittel, um durch ihr Ohr alle Ohren zu erreichen, und da scheinen ihm die Ohren der Frauen weniger taub zu sein als die der Männer. Warum? Hält er die Stellung der Frau für so zukunftswichtig? Will er für seinen Kampf an das Gefühl appellieren, das bei der Frau ausschlaggebender sein soll als beim Mann?

Mitleid gewinnen, ja, er warnt sogar davor, sich „durch Mitleid verkrüppeln zu lassen“. Er will nur durch Tatsachen beweisen. Das tut er nicht methodisch wie ein Lehrbuch oder wie ein Schulmeister, sondern wie in einer guten Unterhaltung, sehr amüsan, einfach, sprunghaft, mit Duzenden von Beispielen aus dem täglichen Leben, sehr witzig, oft zum Widerspruch herausfordernd, aber immer voller Lebendigkeit. Es ist hier unmöglich, von der Fülle und dem Reichtum dieses Buches, der souveränen und schöpferischen Gestaltung des Welt- und Gesellschaftsbildes mehr als einen Begriff zu geben oder sich im einzelnen mit ihm auseinanderzusetzen. Nur ein paar Ueberschriften von den (85) Kapiteln als Einblick in

Shaws Gesellschaftskritik:

„Eine erledigte Frage wird neu aufgeworfen“ — „Wieviel für Leben?“ — „Siebenerlei Wege werden vorgeschlagen“ — „Kennzeichen des Sozialismus“ — „Grenzen des Kapitalismus“ — „Wie Reichtum sich mehrt und die Menschen verkommen“ — „Ihre Einkäufe — Ihre Steuern“ — „Die Verstaatlichung des Bankgeschäfts“ — „Wie der Krieg bezahlt wurde“ — „Der Uebergang muß parlamentarisch erfolgen“ — „Wie lange wird es dauern?“ — Das A und O, das Rettungsmittel ist für Shaw die Gleichheit der Einkommensverteilung,

„erstes und letztes Gebot des Sozialismus: Du sollst kein größeres oder geringeres Einkommen haben als dein Nachbar“.

Diese Einkommensgleichheit durch Gesetz ist für ihn das Tor zu der klassenlosen Gesellschaft der Zukunft. Ob diese Betonung der Entwicklung zum Sozialismus durch Gesetz, durch Erziehung, persönliche Einsicht, langsame Reife mit Hintansetzung der Frage des Klassenkampfes der Auffassung unserer Nachkriegsgeneration entspricht, mag sehr angezweifelt werden. Aber wie Shaw darstellt, wie er mit tausendförmigem Grund überzeugen will, wie er alle Gebote und Fragen des Lebens, insbesondere des Lebens der Frau, als „Mensch von normaler Liebeshähigkeit“ mit Wärme, Geist und Witz erhebt und belichtet, das ist unvergleichlich. Statt aller Aeußerungen über ihn soll er hier mit einer Probe für sich selbst sprechen.

Die Sklavin des Sklaven:

„Die wichtigste und unerlässlichste Arbeit der Frauen, Kinder zu gebären und aufzuziehen und für sie Haus zu führen, wurde niemals unmittelbar den Frauen bezahlet, sondern immer nur auf dem Umweg über den Mann, und so geschah es, daß viele Dummköpfe vergaßen konnten, das überhaupt als Arbeit einzuschätzen, und vom Manne als dem Bratervediener sprachen. Das war Unsinn. Die Arbeit der Frau im Hause war von A bis Z eine Lebensnotwendigkeit für die Existenz der Gesellschaft, während Millionen Männer sich mit unnützer oder geradezu schädlicher Arbeit beschäftigten, deren einziger Vorwand die Erhaltung ihrer nützlichen und notwendigen Frauen war. Teils aus Hochmut, teils aus Gedankenlosigkeit und zum großen Teil aus Furcht, ihre Gattinnen könnten, wenn ihr Wert erkannt würde, unbeherrschbar werden und das Oberhaupt des Hauses sein wollen, setzten die Männer ein Uebereinkommen fest, wonach die Frauen nichts und die Männer alles verdienen sollten, ohne daß den Frauen irgend ein Rechtsanspruch auf das Haushaltsgeld zustünde. Nach dem Gesetz wurde alles, was eine Frau besaß, wenn sie heiratete, Eigentum des Mannes — ein Zustand, der zu so ungeheuerlichen Mißständen führte, daß die bestehenden Klassen eine ausgeklügelte Regelung der Eheverträge vornahmen. . . . Später veranlaßte der Mittelstand das Parlament, zum Schutze der Frau jenes Gesetz über das Vermögen der Frau zu schaffen, unter dem wir noch leben. . . . Der Kapitalismus machte den Mann zum Sklaven, und, indem er die Frau durch ihn bezahlte, machte diese zur Sklavin des Mannes, zur Sklavin eines Sklaven.“

„Die hungernde Frau und die Regierung.“

„Stellen Sie sich . . . eine Regierung vor angesichts einer verhungerten Frau. Die Frau sagt: „Ich will Arbeit, nicht Barmherzigkeit.“ Die Regierung, die keine Arbeit für sie hat, erwidert: „Geben Sie Shaw und Sie werden alles gleich verstehen.“ Die Frau wird sagen: „Ich bin zu hungrig, um Shaw zu lesen, und selbst wenn ich ihn für einen bedeutenden Schriftsteller hielte. Geben Sie mir bitte etwas zu essen und eine Arbeit, die mich in den Stand setzt, anständig dafür zu zahlen.“ Was anders könnte die Regierung tun, als ihr gestehen, es sei keine Arbeit zu vergeben, und ihr eine Unerkennung anbieten, wie es heutzutage geschieht. Solange die Regierung nicht die ausschließliche Macht, Arbeit zu vergeben, erworben hat, eine Macht, die jetzt der private Arbeitgeber besitzt, kann sie hungernden Frauen nichts geben als eine Geldunterstützung aus den Summen, die sie Arbeitgebern, Grundrentkäufern und Geldleuten abgenommen hat; und ebendies tut ja auch jede nichtsozialistische Regierung. Um Macht zu erlangen, muß die Regierung selbst der Grundeigentümer, Feldmann und Arbeiter

Vor neuen Jugendweihen.

Die Einschreibungen für die Frühjahrsjugendweihen sind eröffnet. Wir bringen dazu eine Betrachtung über die zweckmäßige Ausgestaltung dieser Feier durch die Familie.

Es ist ein Zeichen vertiefter Auffassung, daß die Jugendweihe immer mehr Boden in der Arbeiterchaft gewinnt. Sie bedeutet die Abkehr von jener bürgerlich-kirchlichen Einstellung, die in der herkömmlichen Einsegnung zum Ausdruck kommt und von der bewußt proletarisch empfindenden Arbeiterchaft aufs schärfste abgelehnt wird. Wollen wir aber mit dieser Ablehnung Ernst machen, dann muß der neue Geist, zu dem wir uns bekennen, auch in der Form zum Ausdruck kommen, muß unsere Feiern auch im Äußerlichen sich von jener alten unterscheiden. Kann man nun sagen, daß bei den Hauptträgern der Feier, den Kindern, die jetzt zur Jugendweihe hingeleitet werden, dieser Geist zum Ausdruck kommt? Äußerlich jedenfalls nicht. Das ist ein Mißklang, der eine sonst noch so harmonisch verlaufende Feier schmerzhaft stört. Man denke nur daran, wie sie zur Weihe erscheinen: nach Geschlechtern getrennt, die Knaben im dunkelblauen Einsegnungsanzug, mit langen Hosen, hohem Stehragen und Kravatte, die Mädchen als kleine Damen kostümiert, mit sorgfältig gebrannten Haaren, im schwarzen oder weißen Kleid, in der langgehändelten Hand der Blumenstrauß, den ein elegantes Spitzenschentuch umhüllt. Sind das die Scharen unserer Kinder: Kinder sozialistischer Arbeiter, die die Kirche und ihre veralteten Formen ablehnen? Und schmücken sich an ihrem schönsten Lebensfest mit Kleidern, wie sie längst verschollener Brauch aus ganz anderer geistlicher Einstellung heraus den kirchlichen Festen angemessen gefunden hat! Ich weiß, es ist das Herzeleid vieler, schon vom neuen Geist durchdrungener Arbeiterkinder, daß sie in solcher Maschade ins Proletarierleben hinaustreten sollen. „Mutter, muß ich zur Jugendweihe auch lange Hosen und steifen Kragen tragen?“ fragt besorgt ein Junge, der mit der neuen Zeit mitschleiert. „Nein, Junge, du wirst ja nicht eingeseignet,“ erwidert die verständige Mutter. „Du bleibst mein Junge mit kurzer Hose und freiem Hals.“ Erleichtert atmet er auf. Es war ihm unfaßbar, daß er plötzlich zum Erwachsenen im Stil des „gutbürgerlichen“ Elegants gestempelt werden sollte. So geht es vielen. Leider finden sie also oft kein Versehen ihres jugendlichen Empfindens bei den Eltern.

Und die Mädchen? Da ist es ziemlich das gleiche. Neben den Kindern, die sehr gern schon in der Schulzeit heimlich die Dame spielen wollten und die Zeit kaum erwarten können, bis sie, der Mode folgend, Puder und Lippenstift öffentlich handhaben können, haben wir glücklicherweise eine wachsende Schar, die als den Kinder-schönen Entwachsene eben Mädels sein wollen. Sie lehnen innerlich, glücklicherweise manchmal mit Erfolg auch äußerlich, das übliche Einsegnungskleid ab, das selber immer noch unserer Jugendweihe den Stempel aufdrückt. Kinderfreunde und weltliche Schule arbeiten schon lange daran, unsere Eltern von der noch so bürgerlichen Einstellung zur Jugendweihe und dem Geschenk des damenhaften Kleides nebst Zubehör abzubringen. Mächtige ihrer wahrhaft kulturfördernden Arbeit auch auf diesem Gebiet der Erfolg nicht fehlen!

Ich bilde mir nicht ein, daß das leicht sei. Wie manche erregten Auseinandersetzungen gibt es darüber auf den Vorbesprechungen zur Weihe. Wie oft muß man den uralten Einwand hören: „Mein Junge muß für später doch den blauen Cheviolanzug und was dazu gehört, haben. Im Beruf hat er das nötig.“ Als ob der Schlosser- oder Klemmerlehrling den Anzug bei der Arbeit brauchen könnte. Am Sonntag aber wird ihm der kurzhohe Manchesteranzug für alle Fälle weit besser dienen. Dem Zweckmäßigkeit und Schönheit treffen bei ihm zusammen mit dem Bedürfnis der körperlichen Entwicklung und dem äußeren Ausdruck eines neuen Lebensgefühls, das fortstrebt von gesellschaftlicher Anpassung und philisterhafter Ueberlieferung. Mags auch noch etwige Zeit dauern: Die Zeit wird kommen, wo wir statt der aufgepufften kleinen Damen und Herren ebenso viele jungfrische Mädel und Burschen in der ihrem Jungsein und dem Geiste ihrer Feiern entsprechenden Gewandung bei der Jugendweihe sehen werden. Sorgen wir alle dafür, daß es nicht zu lange dauere, bis das Gefunde, Sinnvolle, Schöne sich über die Hindernisse toter Ueberlieferung, weichtlicher Anpassung hinaus Bahn gebrochen hat

J. R.

Berühmte Pantoffelhelden.

Vor kurzem gab ein englischer Prediger namens Hardy ein Buch heraus, worin er sich mit der Frage des Pantoffelheldentums beschäftigte und zu dem Ergebnis kam, daß bedeutende Männer oftmals mit Frauen verheiratet gewesen seien, die ihnen das Regiment, das sie draußen führten, daheim mit Erfolg streitig machten. Schon in der Schule hören wir, daß Sokrates ein Weib sein eigen nannte,

wenn ihr auch kein anderer Ruhm geblieben ist, den einen kann ihr niemand rauben: sie wurde zur Armut aller bösen und leidenden Weiber, denen man noch heute die Bezeichnung „Xanthippe“ gibt.

Als echter, rechter Pantoffelheld ist vor allem der Herzog von Marlborough zu nennen. Seine Feinde zitterten vor ihm. Anders aber war es in seiner Häuslichkeit. In jungen Jahren hatte er sich mit der bildschönen Hofdame der Königin Anna von England, Sarah Jennings, vermählt. Allein in dem schönen Körper wohnte keine schöne Seele. Selbst in Gegenwart Fremder behandelte sie den Gatten wie einen ungezogenen Jungen und behauptete in guten Stunden, ihre Tyrannei sei einzig und allein der Ausdruck ihrer großen Liebe. Am Vorabend jener bedeutsamen Schlacht, in der Marlborough gemeinsam mit dem Prinzen Eugen von Savoyen Ludwig XIV. besiegte und die Franzosen aus Süddeutschland vertrieb, schrieb er an die trotz allem so Heißgeliebte: „Ich fürchte meine sechzigtausend Feinde nicht halb so sehr wie dich, nicht entfernt so sehr wie dich, wenn du böse bist.“

Im eigenen Hause nichts zu sagen hatte auch James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine. Seine Wahl war auf eine Frau gefallen, die vom sogenannten „Scheuerteufel“ besessen, dem genialen Mann kein Mädchen gönnte, wo er sich mit seinen Aufgaben beschäftigen konnte. Allen Vorstellungen gegenüber blieb sie unzugänglich — Besen und Scheuereimer waren die Bösen, die sie anbetete. In seiner Verzweiflung flüchtete sich daher Watt in eine elende Bodenkammer, die außerhalb des Bereiches lag, wo Frau Watt mit Schrubber und Staubtuch regierte.

Geradezu wie ein Märchen wird es vielen klingen, wenn man behauptet, daß Napoleon ebenfalls in die Gilde der Pantoffelhelden eingereicht werden muß. Eines stichhaltigeren Beweises wie seiner eigenen Worte bedarf es ja wohl nicht! Die Kreolin Josephine Beauharnais, mit der er sich vermählte, nachdem er zum Oberbefehlshaber des in Italien kämpfenden Heeres ernannt worden war, hatte ihn völlig in ihren Bann gezwungen. Trotzdem er genau davon unterrichtet war, daß sie es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nahm, verehrt er sie wie eine Heilige. Die durch den Beruf bedingte Trennung von ihr raubt ihm sogar den Stolz auf seine kriegerischen Erfolge. Das im Buchhandel erschienene Werk „Napoleons Briefe an Josephine“ enthält wiederholt Hinweise, wie sehr die Genialität des großen Feldherrn überschattet wird von der Zughaftigkeit seiner Gefühle für die ihm Angetraute. So heißt es an einer Stelle: „Tausend Küsse, ebenso glühend, wie deine frostig sind.“

Von dem Stifter der Methodistengemeinden, John Wesley, berichtet die Ueberlieferung, daß er durch die Wahl seiner Lebensgefährtin sich die Hölle ins Haus gebracht hatte. Er war nicht mehr ganz jung, als er den Schritt unternahm, den er eigentlich tausendmal bereuen mußte. Aber in dem starken Glauben an die Schickung von höherer Hand ertrug er mit Ergebenheit, was ihm jede Freude am Dasein raubte. Dabei war es nur grundlose Eifersucht, die die Xanthippennatur zu ihrem Tun veranlaßte. Frau Wesley öffnete jeden für ihren Gatten bestimmten Brief. Hatte sich ein Besucher eingefunden, lauschte sie am Schlüsselloch der Tür seines Studierzimmers, und wagte der Gebuldige einmal eine Widerrede, mußte er darauf gefaßt sein, daß ihm irgendein harter Gegenstand an den Kopf slog. Zwanzig Jahre trug er das Kreuz, das er auf sich genommen. Da rief der Tod jene ab, die es niemals verstanden hatte, auch nur ein bißchen Sonnenschein um sich zu verbreiten.

Zu den Pantoffelhelden ersten Grades muß auch der amerikanische Präsident Abraham Lincoln gezählt werden. Von der Natur ziemlich vernachlässigt, trug er sich lange mit Zweifeln, ob er überhaupt das Recht hätte, ein Mädchenschicksal an sein Dasein zu ketten. Da er aber andererseits die ständige Einsamkeit fürchtete, entschloß er sich doch, die Ehefesseln auf sich zu nehmen. In Herzensangelegenheiten unerfahren wie ein Kind, waren seine „Bemühungen“ in dieser Richtung nicht gerade vom Glück begünstigt. Es kam mehrere Male zu einem Verlöbniß, aber das bindende Wort wurde nicht gesprochen. Seine dritte Braut war Mary Todd, eine Dame von ungemein starker Willenskraft. Nach mehrjährigem Brautstand wurde Anfang des Jahres 1841 der Hochzeitstag festgesetzt — die Gäste waren versammelt; wer aber nicht erschien, das war Abraham Lincoln. Aufs tiefste verletzt, kehrte die Braut in das Elternhaus zurück, ohne damit jedoch ihren festgesetzten Plan aufzugeben. Und sie wußte in Wahrheit auch diesmal ihren Willen durchzusetzen. Mit Hilfe von guten Freunden kam es zu einer Ausöhnung; der Hochzeitstermin wurde von neuem bestimmt. Jetzt weigerte sich der zukünftige Ehegatte nicht mehr. Als er am Trauungstage in festlicher Kleidung seine Wohnung verließ, um zur Kirche zu fahren, fragte ihn das Töchterchen seiner Wirtin, wohin ihn sein Weg führe, er wäre ja so schmutz gekleidet? Ohne Zaudern antwortete Lincoln: „Ach glaube, zur Hölle.“ Er hatte richtig vorausgesehen, sein häusliches Leben würde in der Folge ein Martyrium, und doch löste dieses gerade in ihm die Kräfte, die